

34. Jhg. JANUAR 2024 Nr. 1 (422)

MASURISCHE STORCHENPOST



**Die Kraniche sind schon da.
Ein Vorbote des nahenden Frühlings.**

Fot. Piotr Dzielakowski <https://www.lasy.gov.pl/p>



**Botschafter der Republik Polen in Deutschland, Dariusz Pawłoś, und Präsidentin der Humboldt Universität zu Berlin, Prof. Dr. Julia von Blumenthal, enthüllen die Aleksander-Brückner-Tafel
fot. © Arkadiusz Łuba**

Aufbruch ins Ungewisse

Von Siegfried Burghardt

„ Fahr schneller! Die wollen uns überfallen! „, schrie mich mein Bruder Oskar in Todesangst an. Es war ein trüber Novembereabend, als ich auf einem Damenfahrrad ohne Beleuchtung im Stehen um unser Leben strampelte. Oskar saß hinter mir auf dem Sattel und hielt sich an meinen Schultern fest. Aus einem Gebüsch am Seitenrand der Straße war ein Mann herausgesprungen, den wir bei der Dunkelheit und dem Nebel nur schemenhaft erkennen konnten.

In russischer Sprache laut schreiend, lief er mit schweren Schritten hinter uns her. Im Gebüsch hatten sich wohl mehrere Männer versteckt, denn wir hörten noch andere Stimmen. Mit großer Mühe und zitternden Knien konnten wir ihm entkommen. Es handelte sich dabei wohl um vagabundierende Kriegsgefangene, die entflohen waren und die Dörfer und deren Umgebung unsicher machten.

Der missglückte Überfall auf uns ereignete sich auf der Straße zwischen Erben und Theerwisch, zwei kleinen Dörfern im Kreis Ortelsburg in Masuren. Auch in Theerwisch, meinem Heimatort, versetzten zahlreiche kriegsbedingte Ereignisse die Bevölkerung zunehmend in Angst und Schrecken.

Es sprach sich herum, dass die russischen Soldaten in den Norden von Ostpreußen eindringen. Auf der Straße redeten die Menschen miteinander. Wir Kinder bekamen mit, dass sie über Fluchtpläne

und gefallene Soldaten sprachen.

Waren die die Dorfbewohner bisher von den Kriegswirren weitgehend verschont geblieben, so bekamen sie nun, im November 1944, zu spüren, dass die bedrohliche Kriegsfront nicht mehr weit entfernt war. Das Donnerrollen wie bei einem heranziehenden Gewitter war unüberhörbar. Kolonnen von motorisierten, deutschen Soldaten fuhren durch den Ort. Von Pferden gezogene Planwagen, in Trecks oder einzeln, verstopften die Straßen. Zahlreiche Menschen aus dem nordöstlichen Ostpreußen flüchteten von den Russen.

Meine Mutter hatte in den Kriegsjahren allein für uns vier Kinder – meinen Bruder Oskar, meine zwei Schwestern, Gudrun und Ingeborg, und mich –, zu sorgen. Mein Vater war wie viele Männer an der Front. Als wir eines Tages eine Vermisstenmeldung unseres Vaters erhielten, traf es unsere Familie sehr hart. Wir hatten schon befürchtet, dass er den Kampf an der russischen Front nicht überleben würde. Wenige Wochen vorher hatte er in einem Feldpostbrief verzweifelt die Aussichtslosigkeit seiner Situation beschrieben.

Neben dieser schrecklichen Nachricht wurde uns nun auch sorgenvoll bewusst, dass der mörderische Kriegsschauplatz Ende November 1944 immer näher rückte und auch unser Leben bedrohte.

In das Gefühl der Trauer mischte sich Angst. Die verängstigten Dorfbewohner suchten Rat bei den Behörden, die damit begannen, Flüchtlingstransporte zu organisieren.

Mutter hatte den festen Willen, uns in Sicherheit zu bringen. In ihrer Trauer war sie aber unschlüssig, was zu tun sei und fühlte sich überfordert, alleine die Flucht vorzubereiten.

Nur wenig Tage später, als wir mittags gemeinsam in der Küche unsere Suppe aßen, stand plötzlich Tante Gertrud, Mutters Schwester aus Berlin, in der Tür.

„Helene! Wieso seid ihr noch hier und sitzt gemütlich am Tisch? Ihr müsst hier schnellstens raus! Wisst ihr denn nicht, dass die Russen bereits in Ostpreußen einmarschieren? Noch fahren Züge nach Westen.“ Erregt und vorwurfsvoll klangen ihre Worte. „Ich mache mir große Sorgen um euch.“

Vor Schreck hatte ich mich mit Suppe bekleckert. Verdutzt schauten wir alle unsere Tante an. Bei ihren bisherigen Besuchen war sie viel freundlicher gewesen. Die vorwurfsvolle Begrüßung wich aber schnell einer freudigen Überraschung.

Nachdem sie sich an den Tisch gesetzt hatte, fuhr sie in ruhigem Ton fort: „Da euer Vater an der russischen Front vermisst ist und ihr alleine seid, bin ich gekommen, um euch beim Packen zu helfen.“

Unsere Mutter war zunächst sprachlos, aber glücklich, dass sie nun Hilfe bekam. Sie rang nach Worten, als sie kleinlaut bemerkte: „Der Bürgermeister hat uns geraten, mit dem nächsten Zug, der für Familien mit Kindern bereitgestellt wird, nach Westen zu fahren. Es ist der vorletzte Transport, den sie organisieren. Er

meinte, dass ich danach mit meinen vier Kindern nicht mehr herauskommen würde. In den letzten Tagen haben wir immer wieder Bomben- und Kanonendonner gehört, und Flüchtlingstrecks sind bereits durch Theerwisch gezogen. Ich habe aber nach den Berichten im Radiosender gehofft, dass die deutschen Soldaten die Sowjets vor der deutschen Grenze in die Flucht schlagen würden.“

Tante Gertrud schüttelte den Kopf und widersprach in barschen Ton: „Du darfst doch nicht alles glauben, was in den Nachrichten gesendet wird. Die deutschen Soldaten sind auf dem Rückzug, und die russischen Truppen befinden sich schon auf deutschem Boden. Sie sollen auch Zivilisten rücksichtslos und brutal behandeln. Die meisten Deutschen glauben sowieso nicht mehr an einen Sieg. Wir werden den Krieg verlieren.“

Alles hörte sich sehr bedrohlich an. Die ohnehin stets vorhandene Angst vor den Russen wurde plötzlich riesengroß. Wir Kinder fingen an zu weinen. Schluchzend fragte mein achtjähriger Bruder Oskar: „Wohin wollen wir denn fahren, und was soll ich mitnehmen?“

Unsere Tante versuchte uns zu beruhigen: „Ihr werdet nach Westen ins Reich zu Verwandten fahren, bevor die Russen hier einmarschieren. Alle wichtigen Sachen nehmt ihr mit, und wenn der Krieg zu Ende ist, kommt ihr wieder zurück.“

Um uns nicht weiter zu beunruhigen, sprachen die beiden Schwestern miteinander plötzlich in einem polnischen Dialekt. Uns Vieren war das nicht neu. Sie redeten stets in dieser Sprache, die sie Masurisch nannten, wenn das, was sie zu besprechen hatten, nicht für

Kinderohren bestimmt war. Beide waren auf dem Bauernhof meines Opas aufgewachsen, der bei der Ernte polnische Saisonarbeiter beschäftigte und sich mit ihnen in diesem Dialekt verständigte. Das hatte uns meine Mutter einmal erzählt. Obwohl die polnisch klingende masurische Sprache im III. Reich verboten war, wurde sie auf dem Land neben Hochdeutsch noch in zahlreichen Familien gesprochen. Sie war aber keine Schriftsprache, klang härter als bei den Polen und war mit deutschen Wörtern vermischt. So lernten die Mädchen im Umgang mit Eltern, Großeltern und Polen auch dieses Wasserpolnisch, wie viele Städter es nannten.

Noch immer aufgeregt, waren wir Kinder nicht in der Lage, uns mit Spielen zu beruhigen. Obwohl wir kein Wort verstanden, versuchten wir anhand der lebhaften Gesten und Emotionen der beiden den Inhalt ihres Gespräches zu deuten. Keinesfalls war es ein Beitrag zu unserer Beruhigung.

Endlich entschloss sich unsere Mutter schweren Herzens, mit uns, ihren vier Kindern im Alter von sechs bis elf Jahren mit dem nächsten Flüchtlingszug aus der Heimat zu fliehen. Tante Gertrud drängte ihre Schwester noch am selben Tag zu überlegen, welche Sachen unbedingt mitmussten. Gemeinsam gingen sie durch die Räume und öffneten die Schränke. Mir schien es, als ob sie eine Bestandsaufnahme machten. Als sie schließlich im Keller verschwanden, gingen wir Kinder in Begleitung unserer Katze auf den Hof.

Beim Anblick der Katze und der freilaufenden Hühner fühlte ich mich plötzlich sehr mies. „Und wo bleiben die Tiere, wenn wir von hier abhauen?“, fragte ich ratlos meinen Bruder und meine zwei

Schwestern. Die siebenjährige Gudrun schaute mit Tränen in den Augen die Katze an, mit der sie so gern spielte und schmuste. Ich warf einen traurigen Blick auf mein Lieblingshuhn, das mir die Körner aus der Hand pickte und sich streicheln ließ.

Die beiden Frauen rannten bis tief in die Nacht hinein unruhig durch die Wohnung, sodass ich nicht einschlafen konnte.

Ingeborg drückte ihre Puppe an sich und Oskar heulte. Meine Gedanken führen Achterbahn. In mir tobten widersprüchliche Gefühle. Es war einerseits das Unbehagen, sich vom Gewohnten trennen zu müssen und andererseits die Neugier, eine andere Welt zu entdecken.

Der Tag verlief voller Hektik. Alle waren unausgeschlafen und leicht reizbar. Mutter packte an verschiedenen Orten und rannte zwischen offenen Gepäckstücken hin und her. Meine sechsjährige Schwester Ingeborg saß im Schlafraum, sah ihrer Mutter zu, wie sie Wäsche in einen Koffer packte, spielte mit ihrer Puppe und fragte: „Darf ich meine Pupe mitnehmen?“

Mutter, in Gedanken bei Flucht und Packen, schaute ihre Tochter gar nicht an und erwiderte: „Deine Puppe ist hier am besten aufgehoben. Ich bewahre sie gut auf. Dann kannst du mit ihr spielen, wenn wir zurückkommen.“ Ingeborg kullerten die Tränen die Wangen herunter. Trost war das nicht.

Als ich am Vormittag in die Küche schaute, konnte ich leicht erraten, welcher Arbeitsgang nun folgte. Auf einem Holzgestell stand ein Waschtrog mit einem Waschbrett darin. Na klar, wir konnten doch die schmutzige Wäsche nicht hier zurücklassen. Bei diesem

Anblick war ich, wie auch an Waschtagen vorher, besorgt um meine Mutter. Das Rubbeln am Waschbrett und Wringen der Wäsche strengte sie oft so sehr an, dass sie danach völlig entkräftet war und am nächsten Tag nicht ihre gewohnte Hausarbeit verrichten konnte.

Wir hatten bis zur Abfahrt noch einige Tage Zeit und mussten nichts überstürzen.

Am nächsten Tag blieb mir beim Frühstück der Happen Brot fast im Hals stecken, als Mutter verkündete: „Du musst die Hühner töten! Ich will ihr Fleisch in Weckgläser einkochen.“

„Alle?“, wollte ich wissen.

„Nein“, war ihre Antwort, „frage mal nach, ob Nachbar Plotzki welche haben will.“

Als ich auf den Hof ging, liefen sie mir entgegen, wie sie es bei der Fütterung immer taten. Ich sollte sie nicht mehr füttern. Das brachte ich aber nicht übers Herz. Ich streute ein paar Körner auf die Erde, die sie gierig aufpickten. Obwohl ich es gewohnt war, gelegentlich ein Federvieh für den Suppentopf zu köpfen, war ich in dieser Situation mitfühlender und erleichtert, dass nur noch wenige Hühner auf dem Hof herumliefen. Vorsorglich wurden im Laufe des Herbstes einige zusammen mit Enten und Gänsen geschlachtet und in Gläser eingekocht.

Ein Beil und ein Hauklotz dienten als Guillotine. Unsere Hühner waren sehr zutraulich und ließen sich leicht fangen. Auf weitere Einzelheiten dieser grausamen Tätigkeit möchte ich nicht eingehen. Heute könnte ich mich nicht mehr dazu durchringen, das zu

tun. Zu der Zeit gehörte aber das Töten der Tiere bei Hausschlachtungen im Dorf zum Alltag. Nachdem ich die Hühnerköpfe auf dem Misthaufen eingebuddelt und die kopflosen Leiber in einem Kartoffelkorb in die Küche getragen hatte, war für mich die gruselige Aktion Federvieh beendet. Die Zubereitung, Rupfen, Innereien ausnehmen, Zerteilen und Einwecken, übernahmen die Frauen. Ich war ein wenig erleichtert, dass zwei Hühner, darunter mein Lieblingshuhn, und unsere Katze beim Nachbarn Plotzki, dessen Familie noch nicht flüchten wollte, ein neues Zuhause fanden.

Neugierig schlenderte ich durch die Räume, in denen bereits Koffer, Kartons, Kisten und Säcke herumstanden. Auch die Singer-Nähmaschine stand reisefertig dazwischen. Das war also unser Reisegepäck. War es überhaupt eine Reise, die uns bevorstand?

Diese Fahrt ins Ungewisse war auch kein Umzug. Wir würden ja wiederkommen, meinte unsere Mutter. War sie da wirklich ganz sicher? Ich hatte Zweifel, konnte mir aber nicht vorstellen, dass wir hier nie wieder wohnen würden. Auf dem Hof war es ungewöhnlich ruhig, fast unheimlich. Die vertrauten Tierlaute fehlten. Ein Hauch von Abschied lag in der Luft.

Gegen Abend stolperte ich in der Küche fast über zwei Zinkwannen, die mit Küchenutensilien, Töpfen, Pfannen, Geschirr und Besteck gefüllt waren. „Sollen die auch verladen werden?“, fragte ich meine Mutter.

„Dafür sind sie viel zu schwer, und das Geschirr könnte beim Transport zerbrechen“, war ihre Antwort.

„Und warum habt ihr das Zeug in die Wanne gepackt?“, wollte ich wissen. Meine Mutter unterbrach ihre Tätigkeit und schaute mit strengem Blick an. Das tat sie immer, wenn sie mit einem Auftrag erteilte.

„Du musst die Wannen im Stall vergraben. Decke sie aber sorgfältig mit Brettern ab, damit keine Erde hineinfällt. Wir tragen sie erst heute Abend in den Stall, damit die Nachbarn es nicht mitbekommen.“

Es war mir klar, dass ich am nächsten Tag Schwerstarbeit verrichten musste, fand es aber angenehmer als Hühner zu köpfen. So konnte ich mich nützlich machen. Heute Schlachter, morgen Bauarbeiter. In den masurischen Dörfern war es für Kinder nicht ungewöhnlich, bei der Arbeit in Haus, Hof und Garten mitzuhelfen. Solange es in Maßen geschah, schadete es nicht, sondern stärkte die Lebenstüchtigkeit.

Obwohl der Stallboden weder betoniert noch mit Steinen gepflastert war musste ich mit Spaten und Schaufel schuften, bis ich schweißgebadet war. Meine neugierigen Geschwister verscheuchte ich, damit fremde Personen nicht auf meine Arbeit aufmerksam wurden. Stolz konnte ich abends meiner Mutter melden: „Die Wannen sind vergraben!“ Ob jemand den Schatz inzwischen gefunden hat?

Tante Gertrud verabschiedete sich in der Hoffnung, dass wir uns in Berlin wiedersehen würden. Ich bin ihr bis heute dankbar, denn ich bin nicht sicher, ob wir ohne ihre Hilfe zeitig genug geflohen wären.

Am Tag darauf wurde das Gepäck, in dem sich auch die eingeweckten Hühner befanden, mit einem Pferdewagen nach Ortels-

burg transportiert und in einen Güterzug geladen, der dem Personenzug später folgen sollte. Als meine Mutter am Abreisetag die Wohnung verschloss und den Schlüssel mitnahm, wurde deutlich, dass sie zurückkommen wollte.

Die Nachbarin, Frau von Knobelsdorff, weinte beim Abschied. Diese Reaktion überraschte uns Kinder sehr, weil sie fast immer mit der Polizei drohte, wenn wir beim Spielen zu laut waren. Am schwersten fiel mir der Abschied von meinen Freunden, der Lor-bass-Bande. Die drei erschienen noch auf dem Hof, bevor wir nach Ortelsburg fuhren. Die Lehrerfamilie wollte mit dem nächsten Zug flüchten, die Familien des Bauern und des Hufschmieds hatten noch keine Flucht geplant.

Mir ist nicht bekannt, ob es gelang, nach unserer Flucht noch einen Flüchtlingstransport aus Ortelsburg zu organisieren.

Besuch von Felix

Von Arno Surminski

In Brest-Litowsk werden die Güterzüge von der breiten russischen Spur auf mitteleuropäische Maße umgesetzt. Felix Tarnowski sah dabei zu, sah es zusammen mit ein paar hundert Gefangenen, die im Sommer 1945 nach Deutschland heimkehrten. Eine Erklärung für diese frühe Heimkehr gab es nicht. Möglicherweise hing sie mit abhanden gekommenen Namenslisten zusammen, mit überzähligen Köpfen, erfüllten Plänen oder sonstigen Merkwürdigkeiten einer perfekten Bürokratie. Genaues wird man nie erfahren.

Als der Zug auf verkleinerter Spur in westlicher Richtung davon dampfte, überkam Felix Tarnowski die Unruhe. Dieser Mann, der seit 39 mitgemacht hatte, der in Kalischken einen Bauernhof besaß (groß genug, um satt zu werden), der eine Frau und zwei Kinder hatte, der ohne Verwundungen (auch das ein kleines Wunder) durch den Zweiten Weltkrieg gekommen war, dieser Felix Tarnowski fuhr Richtung Heimat.

Der Zug nahm nicht den direkten Weg über Warschau nach Westen, sondern machte mit einem weiten nördlichen Bogen einen Abstecher in jene Wald- und Seenlandschaft, die Felix Tarnowski kannte. »Bald kommt die Grenze«, sagte er laut zu dem Mann mit dem steifen Bein, der neben ihm im Stroh lag.

Die Güterwagen waren mit Brettern unterteilt; sie fuhren in zwei Schichten so wie in den herrlichen Doppeldeckerbussen von Berlin. An Aufstehen war nicht zu denken, weil der Schädel an die Decke stößt. Sitzen und liegen darfst du ausgiebig.

»Was heißt hier Grenze?« murmelte der Steifbeinige, ohne aufzublicken. »Die neue Ostgrenze wird irgendwo am Rhein liegen. Mehr lassen die von Deutschland nicht übrig.«

»Aber nein, noch zehn Kilometer, dann fängt Deutschland an!« Felix kannte sich aus in dieser Gegend. Und richtig, bald tauchten die ersten vertrauten Namen auf, zum Beispiel das verwaschene, von Gewehrkugeln durchlöchernte Schild des Bahnhofs Lyck (Na, du hast auch bessere Zeiten erlebt).

Von hier aus ein paar Stunden Fußmarsch, und Felix Tarnowski wäre in Kalischken. Ohne große Anstrengung. Er könnte in den Lehnstuhl sinken und sagen: »Mutter, bring‘ mal einen Stippel Buttermilch, ich bin ein bißchen durstig von der Reise.«

»Gut, daß du gekommen bist, Felix Tarnowski«, wird die Frau sagen. »Allein schaff‘ ich das nicht mehr. Dieses Unkraut auf den Feldern. Und die schlechten Zeiten, Felix Tarnowski. Kein Kunstdünger. Die Pferde müssen beschlagen werden. Früher gaben die Kühe doch viel mehr Milch. Wir brauchen dich, Felix Tarnowski. Dem Gerhard, dem Lorbaß, mußt du das Fell vollhauen, der gehorcht seiner Mutter nicht mehr.«

Ist gut, ist gut, alles der Reihe nach.

Er wird das Annchen auf den Schoß nehmen. Aber überheb‘ dich nicht, Felix. Inzwischen ist das eine zwölfjährige Margell geworden.

Die setzt sich nicht mehr auf den Schoß eines zerlumpten Menschen, der verlaust aus Rußland kommt und behauptet, der Vater zu sein.

Zur Oma in die Kammer wird er gehen und sagen: »Na, Oma, bist noch immer gut zu Fuß auf deinen Schlorren?«

Nach dem Essen wird er sich auf das Kanapee legen, die alten Bilder an der Wand anstarren ... und müde einschlafen. So stellte Felix Tarnowski sich seine Heimkehr nach Kalischken vor. Dachte noch immer daran, als der Zug auf Arys zubummelte und nach Westen in Richtung Nikolaiken abbog. Er hängte den Kopf aus der Schiebetür, um Deutschland zu sehen.

»Mensch, fall nicht aus dem Zug!« sagte der mit dem steifen Bein. Aus dem Zug fallen? Das war das Stichwort für Felix Tarnowski. Warum nach Berlin fahren, um dort einen Entlassungsschein in Empfang zu nehmen und dann den weiten Weg zurückzutippeln nach Kalischken? Diesen Umweg konnte er sich sparen.

Gibt es in dem Zug denn keine Notbremse? Lieber Genosse Lokführer! Felix Tarnowski möchte gern aussteigen, der ist hier zu Hause. Vielleicht hältst du auf freier Strecke an, am besten in einem Wäldchen, damit Felix Tarnowski gleich untertauchen kann.

»Du hast wohl den Verstand verloren«, sagte der Mann mit dem steifen Bein. »Sieh dir mal die Dörfer an. Da gibt es keinen Hund und keine Katze, von Menschen ganz zu schweigen. Hier hast du nichts verloren, Felix, du bist hier nicht zu Hause!«

Hatte der ,ne Ahnung, wie gemütlich Kalischken ist! »Wenn alles vorbei ist, mußt du mich mal besuchen«, sagte Felix zu dem Steifbeinigen.

»Wann soll das sein?« brummte der Mann. »Die Welt kommt doch nie mehr in Ordnung.«

Lieber Genosse Lokführer! Wenn du schon nicht anhalten kannst, so fahre ein bißchen langsamer. Ruh' dich aus in dieser schönen Landschaft, zähle die Seen zur Rechten und zur Linken.

Tatsächlich verlangsamte der Zug das Tempo, fuhr über eine Notbrücke, kam fast zum Stillstand auf dem ächzenden Holz, ließ Felix Tarnowski Zeit, ins hohe Farnkraut zu kullern. Vier Umdrehungen abwärts, ein Baumstumpf hielt ihn auf. Er hörte das Rattern der Räder, sah den letzten Wagen hinter einer Biegung verschwinden ... und war ein freier Mensch und fast zu Hause. Ameisen krochen über den zerschlissenen Militärmantel. Grashüpfer beäugten den seltsamen Menschen, der den Bahndamm herabgekommen war. Steh' auf, Felix Tarnowski, die Heimat ruft! Aber sei vorsichtig. Meide die Dörfer und die großen Straßen, denn du bist ein entlaufener Gefangener, der es im Güterzug nach Berlin nicht ausgehalten hat. Durch die Wälder mußt du gehen. Schleiche dich auf Feldwegen an Kalischken heran, ducke dich tief, krieche auf allen Vieren über deine Äcker.

Am späten Nachmittag stand er in seinem Roggenfeld, griff mit beiden Händen in die noch weichen Ähren, zog Disteln aus der Erde, die dem Wachsen des Brotes im Wege standen. Einen Monat noch bis zur Ernte.

Nach dem Roggenacker begegnete ihm die Wildnis. Wo Kartoffeln wachsen sollten, blühte der Hädrich. Keine Rüben gepflanzt in diesem unglücklichen Jahr. Keinen Hafer für die Pferdchen.

Wo grasten Felix Tarnowskis Kühe?

Nach der letzten Biegung des Weidenweges sah er Kalischken im üppigen Grün des Sommers. Aus der Ferne lieblich wie immer, doch jeder Schritt brachte ihn dem Unheil näher. Hinter Holunder-

büschchen entdeckte er Häuser ohne Dach, einsame Schornsteine. Auf der Dorfstraße Gras zwischen den Steinen. Es lag eine merkwürdige Stille über Kalischken. So als wären alle Menschen aus den Häusern gegangen, um einem großen Begräbnis zu folgen. Sein Hof unversehrt, Gott sei Dank.

Ist denn keiner da in Kalischken?

Als er vor der Auffahrt stand, bekam er Angst, sein Anwesen zu betreten. Die aufgeweichten Möbel in den Brennesseln. Bettzeug über hochgekanteten Eggen und Pflügen. Wo waren die Fensterscheiben geblieben? Offene Scheunentore. Die Stalltür aus den Angeln.

Er fürchtete, in der Küche Ratten und Eulen anzutreffen. Oder eine verwesene Leiche. Er durchstöberte den Garten, gab es erst auf, als er über den Kadaver einer Kuh stolperte ...

Es mußte doch Menschen geben, die zu allem etwas zu sagen hatten! Felix Tarnowski begann zu laufen, rannte die Straße abwärts, suchte Menschen, die Rede und Antwort stehen konnten. Hört mal zu, ihr könnt‘ den Felix Tarnowski, der aus dem fernen Rußland heimgekehrt ist, nicht allein lassen!

Aber immer wieder die abweisende Stille, die wuchernde Wildnis, der schimmelnde Unrat. Häuser ohne Rauch und Feuer, bewohnt von Kakerlatschen, versprengten Kaninchen, Fledermäusen und heimgekehrten Schwalben, Häuser mit Spinnweben in den Fensterkreuzen ... War das eine Heimkehr!

Kaum eine Stunde zu Hause und schon überkam ihn die Sehnsucht nach der stinkenden Wärme des überfüllten Güterwagens, nach jenem Menschen mit dem steifen Bein, der die Ostgrenze am Rhein ziehen wollte. Auch Sehnsucht nach den spärlichen, aber regelmä-

ßigen Suppenportionen an den großen Bahnhöfen.

Sie hätten eine Nachricht für ihn hinterlassen sollen. Einen Zettel an der Stalltür. Wo sollte er sie suchen? Sie werden rechtzeitig abgehauen sein, die Kinder und die Frau. Werden dort leben, wo von Deutschland noch etwas übriggeblieben ist, am Rhein vielleicht. Felix Tarnowski schlief in seiner Scheune, wühlte sich tief in die noch ungedroschenen Roggengarben des Jahres 44. Schlieft dort zwei Wochen lang. Immer wenn er wach wurde, versuchte er, mit der Arbeit zu beginnen, brachte aber nichts zustande. Holte die Sense vom Stallboden, um das kniehohe Unkraut im Gemüsegarten zu mähen. Aber für wen mäht du Unkraut, Felix Tarnowski?

Als er es nicht mehr aushielt in dem menschenleeren Kalischken, machte er sich auf, um der Frau und den Kindern zu folgen. Nach Westen marschieren, bis das bißchen Deutschland anfängt, das noch übriggeblieben ist. Am Rhein ankommen, bevor der Herbstregen einsetzt.

Schon am dritten Tag seiner Wanderung wurde er – ein paar Kilometer hinter Allenstein – von einer Militärstreife aufgegriffen. Drei Monate nach Ende des Krieges erneut gefangen genommen. Ein versprengter deutscher Soldat ohne Entlassungspapiere. Felix Tarnowski fuhr im Güterzug zurück nach Rußland und kam, wie der Zufall es im großen Rußland manchmal einrichtet, in das kälteste aller Lager oben am Eismeer. Dort in Workuta ist er gestorben, Mitte Februar 46. Den Rhein hat er nicht mehr gesehen, aber Kalischken hat er besucht im menschenleeren Sommer 45.

Arno Surminski: „Aus dem Nest gefallen“

DER POLNISCHE SLAWIST ALEKSANDER BRÜCKNER IN BERLIN ANERKANNT

An der Humboldt-Universität wurden Brückner-Porträt enthüllt
und Brückner-Ausstellung eröffnet

von Arkadiusz Łuba

Mitte Dezember 2023 wurden an der Humboldt-Universität zu Berlin zum Ehren von Aleksander Brückner eine Tafel enthüllt und eine Ausstellung eröffnet. Brückner war Slawist, Philologe und Kunsthistoriker und prägte als langjähriger Professor der damaligen Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität die Wissenschaft. Durch seine große Synthesen zur polnischen und slawischen Philologie etablierte er sein Fach als eigenständige Disziplin. Aber was ist nun das Erbe Brückners in der heutigen Zeit?

Die Feierlichkeiten an der Humboldt-Universität zu Berlin sind Teil eines größeren Projekts. Das Projektziel war Ende September 2023 die Umbettung von Professor Aleksander Brückner und seiner Frau Emma vom Berliner Tempelhofer Parkfriedhof auf den alten Rakowicki Friedhof in Krakau. Die Urne mit der Asche von Brückners fand ihren endgültigen Platz in der Ehrenallee des Krakauer Friedhofs. Damit wurde der letzte Wille von Professor Brückner erfüllt, auf den polnischen Boden in Galizien begraben zu werden. Darüber hinaus fanden mehrere Veranstaltungen statt, die das Leben, das Werk und vor allem die wissenschaftliche Verdienste Professor Brückners thematisierten.

Das Berliner Grab von Aleksander Brückner entdeckten 2009 polnische Berlinerinnen. Bis zu seiner Umbettung haben sie sich auch

um ihn gekümmert. Eine von ihnen ist Monika Wrzosek-Müller, deren Ehemann das Aleksander Brückner Zentrum für Polenstudien in Halle gründete. Ihrer Meinung nach, gebe es Berlin zu wenig verdiente Polen, die man entsprechend geehrt hätte: „Brückner war so einer. Er hat Slawistik, aber auch orientalische Sprachen sogar, studiert. Und er war vierzig Jahre Professor. So lange, bis 1939, in einer schwierigen Zeit. Also, das ist wahrscheinlich der wichtigste Slawist – auf jeden Fall hier“.

Wrzosek-Müller erwähnt auch das Grab, das bereits 2012 liquidiert werden sollte. Auf Facebook entstand die Gruppe „Profesor Aleksander Brückner In Memoriam“. Es gelang seinen Sonderstatus um weitere zehn Jahre zu verlängern. Es hat mehrere Briefe an die höchsten Vertreter Polens und auch an die polnische wissenschaftliche Gemeinschaft gegeben – mit dem Appell, das Grab zu retten. „Wir haben gekämpft, dass es anerkannt wird“, so Wrzosek-Müller weiter. Letztendlich blieb das Ehrengrab bis 2023 erhalten. Nun wird Brückner endlich in Berlin anerkannt. Sein Porträt hängt jetzt gegenüber dem Büro der Universität-Präsidentin, zusammen mit anderen hervorragenden Persönlichkeiten, die zu der Humboldt Universität mit prägender Verbindung stehen. Für die Präsidentin der Humboldt-Universität zu Berlin, Professorin Julia von Blumenthal, schien die Enthüllung des Brückner-Porträts symbolisch: „Es geht um das Gemeinsame, das deutsch-polnisch Grenzüberschreitende; es geht um Geschichtsbewusstsein, also zurückgucken, welche Gelehrten haben diese Universität geprägt. Es geht um Zukunftsorientierung. Wir hatten vor kurzem die Konferenz auch zur Frage, was sagt uns Brückner heute, welche weiteren Entwicklungsperspektiven für das Studium der slawischen

Sprachen und Kulturen kann man daraus entwickeln, also auch die Zukunftsorientierung“.

Eine Sprache bleibt nicht verrostet. Denn eine Sprache entwickelt sich. Veraltete Worte werden zweitrangig für den Sprachgebrauch, neue kommen hinzu. Die Grammatik, die Syntax, die Interpunktion können sich verändern. Was zu Zeiten Brückners in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sprachlich noch galt, muss heute nicht unbedingt mehr gelten.

Aleksander Brückner hat unter anderem zu alten, mittelalterlichen Texten geforscht. In Polen wird er als ein großer Slawist und Polonist geschätzt; als Autor des polnischen etymologischen Wörterbuchs und als Entdecker von „Heiligenkreuzer Predigten“, dem ältesten bekannten Prosatext in polnischer Sprache aus dem Ende des 13. Jahrhunderts.

Doch was bleibt von der Forschung Brückners heute noch? – Professor Roland Meyer, westslawischer Sprachwissenschaftler und Direktor des Instituts für Slawistik und Hungarologie der Humboldt-Universität zu Berlin: „Es interessiert uns häufig, wo die Worte, wo die Begriffe eigentlich herkommen; was da im Kern dahintersteckt; wie die auch zusammenhängen mit anderen Wörtern – das sind also Sachen, die uns, glaube ich, immer noch an Brückners Arbeit sehr interessieren. Er vertritt natürlich so eine richtig alte philologische Schule. Also es ist sozusagen nicht die moderne Sprachwissenschaft, die jetzt bei Brückner groß findig wird. Aber ganz oft beruht eben vieles, was wir erkennen können, heute auf dieser ganz genauen, akribischen, philologischen Arbeit, die er geleistet hat, also bei der Edition dieser alten Texte.“

Und es ist tatsächlich so, dass gerade heutzutage die Texte uns im neuen Gewand wieder begegnen – im digitalen Oeuvre“.

Die eröffnete Ausstellung „Auf der Suche nach dem verlorenen Mittelalter“ zeigt das vielfältige Lebenswerk Brückners und präsentiert auf grafisch gestalteten Tafeln einige seiner wichtigsten Meilensteine seiner Laufbahn.

Der Botschafter der Republik Polen in Deutschland, Dariusz Pawłowski, unterstrich dabei Brückners Rolle als die eines Vermittlers: „Als Pole und zugleich preußisch-deutscher Professor war Brückner ein kultureller Grenzgänger und nahm dank seiner Position und seiner Forschung eine wichtige Vermittlerrolle zwischen den polnischen und den deutschen Wissenschaft und Kultur ein. Genau solche Vorbilder brauchen wir in dieser Zeit; Personen, Geschichten, aber auch Aktivitäten, die uns verbinden, und nicht trennen; die aus der Vergangenheit uns lehren und zugleich in die gemeinsame Zukunft hineinschauen können“.

Die Ausstellung „Aleksander Brückner. Auf der Suche nach dem verlorenen Mittelalter“ war bis zum 5. Januar 2024 im Lichthof der Humboldt-Universität zu Berlin zu sehen. Seit dem ist sie zu anderen Ausstellungsorten unterwegs.

Sie plachanderten noch gern *Masurisch*

Von Siegfried Burghardt

Wer stand denn da plötzlich vor uns? Tante Gertrud aus Berlin, die Schwester meiner Mutter. „Dzień dobry! Guten Tag!“ rief sie uns zu. „Erbarmung! Taka niespodzianka, droga siostró! So eine Überraschung, liebe Schwester!“ Überglücklich fielen sie sich in die Arme. Wir Kinder empfangen ein Begrüßungsküsschen und durften freudestrahlend Geschenke auspacken.

Die Begrüßung führte mir deutlich zu Ohren, was mich nun erwartete. Ich würde vieles nicht mitbekommen, was die beiden miteinander bekakelten.

Masurisch nannten sie den polnischen Dialekt, in dem sie sich dann gern unterhielten. Ich sperrte Schnute und Ohren auf, verstand aber nuscht und staunte, wie gut die beiden diese Sprache zu beherrschen schienen.

Manchmal hatte ich den Eindruck, dass sie dann ins Masurische wechselten, wenn ihr Thema für Kinderohren problematisch war. Sie sprachen besonders gern masurisch, wenn sie gemeinsame Erinnerungen austauschten.

1907 und 1909 geboren, verlebten sie ihre Kindheit zusammen auf dem Bauernhof ihres Vaters, Julius Meyke, in Pilgramsdorf Kreis Neidenburg. Dort wuchsen sie zweisprachig auf. Meine Eltern sprachen miteinander und mit uns Kindern nur deutsch. Sie hatten in ihrer Schulzeit die Erfahrung gemacht, dass manche Schüler die

deutsche Sprache im Zusammenhang mit dem Masurischen nur unzureichend erlernten. Wenn der polnische-masurische Dialekt zuhause dominierte, entpuppte er sich im Deutschunterricht häufig als Sprachbarriere. Meine Großeltern erzählten mir, dass in den Anfangsjahren des Deutschen Reiches an einigen Dorfschulen noch zweisprachig unterrichtet wurde, weil manche Landkinder nur den polnischen Dialekt als Muttersprache kannten. Die wenigsten Lehrer waren aber dafür ausgebildet. Ihre Tätigkeit wurde in der Bevölkerung gering geschätzt. Die Eltern durften ihre Kinder für Erntearbeiten sogar von der Schule freistellen.

Obwohl man im Kaiser- und Nazireich die masurische Mundart öffentlich nicht duldete, hatte sich ein großer Teil der Landbevölkerung gelegentlich im Familien- und Bekannten- Kreis auch in dieser Sprache unterhalten. Bei meinen Besuchen auf den beiden neidenburger Bauernhöfen meiner Verwandten in Pilgramsdorf und Kandien schwätzten besonders meine Großväter nach Lust und Laune auch Masurisch. Wenn ich Opa zum Markt nach Neidenburg begleitete, konnte ich zuhören, wie er mit ihm gut bekannten Bauern auch in Masurisch verhandelte. Vor dem Krieg beschäftigte er regelmäßig polnische Erntehelfer, mit denen er sich problemlos verständigen konnte. Das war mit den meisten masurischen Stadtbewohnern und den Landsleuten aus dem Norden Ostpreußens in Masurisch nur mit einem Dolmetscher möglich.

Obwohl wir Kinder mit unseren Eltern nie masurisch sprachen, waren Wörter mit polnischem Ursprung fester Bestandteil unserer Umgangssprache. Einige Beispiele sollen das verdeutlichen: Die Früchte des Birnbaumes nannten wir Kruschken. Für Mutproben

auf dem Eis des Dorfteiches kannten wir Kinder kein deutsches Wort. Das Testen der Haltbarkeit, indem wir in Gruppen im Gleichschritt über das frisch gefrorene Eis liefen, hieß *Bujafka*.

Satschirken nannten wir eine Suppe mit Mehlklöschen. Ein ärmliches, ungepflegtes Haus wurde als Chalup bezeichnet. Einen ungeschickten Menschen, dem nur wenig gelang, nannte meine Mutter *Paslak*. Ein *Kodder* war ein Lappen, mit dem man Schmutz beseitigte. Es gab auch zahlreiche Wörter mit deutscher Grundform und polnischer Endung, die der Volksmund kreierte. Das Schimpfwort *Damlak* (*dummer Mensch*) zum Beispiel. Bei der Erfindung des Wortes *Westfaltschiki* ist diese Art der Wortschöpfung besonders gut erkennbar. So nannte man die Masuren, die ausgewandert waren und im Ruhrgebiet in den Bergwerken arbeiteten. Sie waren Westfalen mit masurischen Wurzeln. Prägnanter kann man es kaum ausdrücken.

Der polnisch-masurische Dialekt war nie Schriftsprache. Das erschwerte die Ergründung des Ursprungs. Der Süden Ostpreußens war eine Schnittstelle mehrerer Kulturen. Die Urbevölkerung waren baltische Prußen. Mit dem Deutschen Orden kamen zahlreiche Einwanderer, Litauer, Glaubensflüchtlinge aus Österreich und Frankreich und fahrende Händler ins Land. Der Deutsche Orden hatte großes Interesse daran, die Wildnis im Süden Ostpreußens zu besiedeln. Deshalb förderte er die Einwanderung von polnisch sprechenden Bewohnern aus dem benachbarten Masowien. Historiker sind der Meinung, dass es dann eine Entwicklung von verschiedenen ethnischen Gruppen zum eignen Volksstamm gab. Das waren überwiegend polnisch sprechende, evangelische Christen,

die sich später Masuren nannten. Die Landbevölkerung behielt diesen Dialekt, obwohl die Amtssprache *Deutsch* war. Die ländlichen Masuren fühlten sich aber nicht als Polen, sondern als Preußen und später als Deutsche. Als bäuerliche Mundart isolierte sich dann der polnische Dialekt von der hochpolnischen Sprache. Später wurde er dann, wie der Volksstamm, *Masurisch* genannt.

Die Masuren empfanden es nicht als Widerspruch, polnisch zu verkünden: „Ich bin ein Preuße.“ Der Preußische Staat tolerierte die unterschiedlichen Sprachen in seinem Land. Im Kaiserreich verschwand der polnische Dialekt allmählich aus der Öffentlichkeit. Im Nazi-Reich duldete man eine masurische Identität überhaupt nicht. Wunderbare masurische Dorfnamen wurden durch nichtssagende, deutsche Namen ersetzt. Den masurischen Dialekt verbot man im öffentlichen Gebrauch. Er galt als undeutsch.

Die masurische Umgangssprache ist inzwischen höchstwahrscheinlich erloschen. Eine jahrhundertalte Sprachkultur ging verloren.

Stefan Pioskowik

Jede zufällige Begegnung ein Beisammensein

Jede zufällige Begegnung ein Beisammensein
Eine Verabredung Ja oder doch Nein
Für Schopenhauer war das klar
So entsteht manches Paar

Man weiß es nie
Weder er noch sie
Ab jetzt so viel Glück
Beim täglichen Frühstück

Zwei Sterne
Haben sich gerne
Sie fühlen ihre Strahlen
Beide sind der Liebe verfallen

Es erreicht mich

Es erreicht mich
In der Herzgegend ein Stich
Erstaunen Verwirrung Freude
Hauptsache meine Gefühle ich nicht vergeude

Bis jetzt ich schlief
Jetzt spüre ich sie intensiv
Sie haben mich aus dem Schlaf geweckt
Ich wusste nicht dass ein Kuss so gut schmeckt

Auch nur imaginär
Dieser Mund hat Flair
Nur so kann ich ihn erleben
Einen direkten wird es nie geben

Zu den bemerkenswertesten Persönlichkeiten, welche den Geburtsort Lyck haben, gehören die Gebrüder Artur und Otto Kibat, bereits 1998 habe ich im Hagen-Lycker Brief einen interessanten Artikel platzieren können.

Unsere Aufgabe ist es das Gedenken stets wachzuhalten und an die Taten dieser in Lyck Geborenen bedeutenden Persönlichkeiten zu erinnern.

Reinhard Donder 26. Dezember 2021

Artur und Otto Kibat aus Lyck

Unter dem Titel „Tsingtau und Wilhelmshaven - Von Kolonie zu Kolonie“ präsentierte das Küstenmuseum der friesländischen Nordseestadt vom 26. September 2020 bis 25. Juli 2021 eine Sonderausstellung, welche die historischen Beziehungen zwischen dem damals wie heute größten deutschen Marinestandort und dem einstigen deutschen Pachtgebiet im Osten Chinas in all ihren Facetten mit Wort und Bild thematisierte.

Die von der kaiserlichen deutschen Marine ab 1898 erbaute und regierte Stadt Tsingtau (heutiger Name: Qingdao) nebst umliegenden Besitzungen in der Provinz Schantung ging schon im Ersten Weltkrieg für Deutschland verloren, spielte bis dahin aber eine markante Rolle für die kolonialwirtschaftliche Erschließung und gegenseitige deutsch-chinesische kulturelle Befruchtung, wengleich nicht unbedingt „auf Augenhöhe“. Die Nordseestadt am Jadebusen nahm in dieser Verbindung eine herausragende Stellung ein, denn die Planer und Erbauer von Tsingtau waren teilweise die gleichen, die das nicht viel ältere Wilhelmshaven am Reißbrett entworfen hatten, was man dem städtebaulichen Charakter der jetzigen Millionenstadt am Gelben Meer an vielerlei

Stellen immer noch ansieht. Zudem wurde "Schlicktau" (Wilhelmshavens noch heute gebräuchlicher Scherzname in Erinnerung an diese historische Epoche) zur ständigen Hauptdrehscheibe für den personellen marinen Austausch mit Tsingtau.

So manche Personalie haben hiervon ihre Spuren in Wilhelmshaven hinterlassen und wurden, jetzt in der geschichtlichen Retrospektive wieder lebendig. Ein besonderes Highlight dieser Ausstellung aber war ein Extra-Pavillon über das Lebenswerk der 1878 und 1880 in Lyck geborenen Brüder Artur und Otto Kibat die um die Jahrhundertwende an der Königsberger „Albertina-Universität studierten und später gemeinsam und bestkoordiniert - Artur in Wilhelmshaven, Otto im thüringischen Gotha - den bedeutendsten realistischen Sittenroman des historischen China, den fünfhändigen Erotik-Weltklassiker „Djin Ping Meh“ („Schlehenblüten in goldenes Vase“), in jahrzehntelanger Arbeit ins Deutsche übersetzten.

Otto Kibat der seine Militärdienstzeit in Tsingtau ableistete und die hierdurch gewonnenen China-Kontakte auch später fruchtbringend nutzte, brachte den vollständigen chinesischen Originaltext aus Tsingtau mit nach Deutschland zu seinem in „Schlicktau“ lebenden Bruder. Der „Hagen-Lycker Brief“ veröffentlichte im Mai-Heft des Jahres 1998 hierüber einen ausführlichen. Artikel.

Den Kibat-Brüdern war es selber nicht mehr vergönnt, die schließlich, sich immer wieder verzögernde Buch-Veröffentlichung ihres Monumentalwerkes noch zu erleben. Otto Kibat verstarb bereits 1956, sein Bruder Artur 1960. Doch der Wilhelmshavener Journalist und Autor Peter Hopp, ein Genealoge mit Jahrhunderte alten ostpreußischen Wurzeln, ließ sich die Pflege des Andenkens

beider masurischer Brüder angelegen sein, hielt die Erinnerung an ihr Werk mit sporadischen eigenen Veröffentlichungen wach, sammelte alle für ihn hierüber erreichbaren Materialien und, konnte mit seiner kleinen privaten Kibat-Sammlung nun in der Tsingtau Ausstellung des Wilhelmshavener Küstenmuseums als Leihgeber einen eigenen Dokumentations-Pavillon bestücken.

Die Villa, in der Studienrat Dr. phil. Artur Kibat lebte und wirkte, wurde 1914 vom Königsberger Architekten Martin Wagner erbaut und existiert noch heute. Nur wenige hundert Meter hiervon entfernt liegt Artur Kibats inzwischen aufgelassene Grabstätte. Im Jahre 2010 initiierte Peter Hopp hier die Aufstellung eines von ihm mitfinanzierten Gedenksteins. Beide Brüder setzten sich aktiv für den Schutz der Tiere ein. Artur vermachte seine Villa testamentarisch dem Wilhelmshavener Tierschutzverein, der später aus dem Verkaufserlös sein neues Tierheim erbauen konnte, das seitdem „Dr. -Kibat-Tierheim“ heißt. Auch vor dieser Stätte steht ein Gedenkstein für seinen Schöpfer und weiterwirkenden edlen Geist aus dem ostpreußischen Masurenland.

**„WOODEN STORY“ – EINE HOLZSPIELZEUGGE-
SCHICHTE GANZ IM ZEICHEN VON BAUHAUS
Holzspielzeugunternehmen aus polnischen Beskiden feiert 55
Jahre**

von Arkadiusz Łuba

„Dziad Borowy“ ist ein Idiom und wird oft mit dem Waldgeist „Leszy“ gleichgesetzt, einer Figur aus der slawischen Mythologie, die als Hüter des Waldes gilt. So werden umgangssprachlich in Polen auch Förster genannt. Und mit diesem sprechenden Nachnamen heißt auch eine Familie im Süden Polens; der passt dazu, womit sich die Familie beschäftigt – mit „Wooden Story“. Hier ist Ihre Geschichte.

Seit genau 55 Jahren arbeitet die Familie Borowy in polnischen Beskiden mit Holz. Ihre Werkstatt steht inmitten eines ausgedehnten Waldgebiets und bezieht seinen Rohstoff vor Ort. In ihrem Familienunternehmen wird hochqualitativer Holzspielzeug für Kinder und Erwachsene hergestellt. „Wooden Story“ heißt die Marke – eine Geschichte erzählt dank Holz...

„Es ist die Geschichte von Liebe, Natur und Leidenschaft für Holz, für Schönheit und Herstellen“, sagt die Geschäftsführerin von „Wooden Story“, Małgorzata Borowy, voller Liebe: „Jedes Holzstück ist einmalig wie jeder Mensch. Die Jahresringe sind wie unsere Papillarlinien, sie erzählen einzigartige Geschichten. Jeder Baum wächst anders: voll in der Sonne oder in einer feuchten Umgebung; in Hanglage oder auf flachem Boden. Wir wissen nicht, welche Vögel ihn bewohnt und was sie ihm gesungen haben; wer saß in seinem Schatten. Oder für wen war er ein Zufluchtsort...

Allein durch all das ist die Kraft dieses Materials schon enorm!“ Mitte der 90er Jahre war das handgemachte Spielzeug nur eine Seltenheit. In transformierendem, postkommunistischem Polen schauten sich die Kinder eher nach glitzernden Puppen und ersten aufreizenden Videospiele um. Doch genau in der Zeit vor 30 Jahren übernahm Borowy zusammen mit ihrem Mann die Firmenleitung von ihrem Schwiegervater. Er war Tischler. Nachhaltigkeit und Qualität waren ihm damals schon wichtig. Plastikprodukte sprachen ihn nicht an. So blieb es bei „Wooden Story“. Jedes Stück Holz wird sorgfältig ausgesucht, bearbeitet und mit anderen Holzstücken verbunden. Ihre natürliche Farbe, Geruch und Gewebestruktur spielen dabei eine besondere Rolle. Das unterstreicht Agnieszka Kozak, Kuratorin der Sektion „Lifestyle“ beim Image-Unternehmen „Kraków Story“: „Als ich die Produkte in die Hand nahm, fühlte ich sofort die Verbindung mit der Natur. Ich sah die Leidenschaft der Leute. Ich sah die Familientradition, den Einfallsreichtum. Und das alles umwoben von einer riesen Bescheidenheit. Die Leute sind so bescheiden, dass man vorherüber sie so gut wie nichts gehört hat“.

Überraschenderweise ist „Wooden Story“ in ihrem Heimatland Polen tatsächlich wenig bekannt. Ihre Holzspielzeuge werden dagegen im Museum of Modern Art in New York ausgestellt. Die Firma arbeitet beispielsweise mit dem Modehaus Yves Saint Laurent und der Fluglinie Air France zusammen. Auch in Deutschland trifft man ihre Produkte – wie im Vitra Design Museum in Baden-Württembergischem Weil am Rhein, das zu den führenden Design Museen weltweit zählt. Es erforscht und vermittelt die Geschichte und Gegenwart des Designs und setzt diese in Beziehung zu Architektur, Kunst und Alltagskultur. Florian Otterbach

entdeckte „Wooden Story“ 2019 und brachte ihre Produkte zu Vitra: „Uns ist schon wichtig, dass wir handgemachte Produkte haben. Natürlich das Thema »Ästhetik«, wie ideenreich und schön das wirkt, war wirklich ein toller Aspekt, der hier für das Vitra Design Museum wichtig ist“, unterstreicht der Experte: „Wir sind Vitra, wir sind ein Design unternehmen und hier auf dem Campus wird eben nicht nur das Produkt in Vordergrund gestellt, sondern auch diese kulturelle Geschichte dargestellt. Und eben auch diese Story telling, was bei »Wooden Story« funktioniert, geht so ein bisschen einher mit uns“.

In seinem Buch *Homo Ludens* sieht der niederländische Kulturhistoriker Johan Huizinga den Menschen als ein spielendes Wesen. Spielen ist ihm nach ein grundlegender Aspekt der Kultur und Gesellschaft. Der Mensch spielt, probiert aus und lernt dabei und wird dadurch erfinderisch, klug und kreativ.

Spielzeuge, die keine funktional festgelegte Spielzeuge sind, passen gut zu der bereits über hundertjährigen Bauhaus-Idee. Dinge, die für Kinder gedacht waren, wurden am Bauhaus auch mit Studierenden ausprobiert. Nina Wiedemeyer, Spielzeugsammlung-Kuratorin im Bauhaus Archiv Berlin: „Dieser spielerische Umgang überhaupt mit der Welt, das Sich-spielerisch-zu-erschließen, Spiel als Methode des Entwurfs, der Innovation zu verwenden, das ist für mich sehr »bauhausi«“.

Christoph Kirsch aus dem Bauhaus Shop sieht sonst keine strenge Bauhaus-Lehre. Er erkennt aber bestimmte gestalterische Vorgaben, denen man nacheifern kann. Kirsch meint, diese sind im Spielzeug von „Wooden Story“ zu erkennen. Vor knappen zehn Jahren lernte er es kennen und schätzen: „Etwas dem Kindgemäßen zu entwickeln, in dem Fall ein Spielzeug, das ist eine große

Aufgabe; die wurde am Bauhaus schon verfolgt. Und das ist ein Thema, was nie aufhört. Und interessanterweise kommen Kinderspielsachen noch immer wieder die einfachen Formen und die Grundfarben zum Tragen, wie sie eben auch am Bauhaus sehr gerne genutzt worden sind; nicht um dabei stehen zu bleiben oder es darauf zu reduzieren, sondern um daraus weitere Dinge, neue Dinge zu entwickeln“.

Selbst wenn die verwendeten Farben Bauhaus-Grundfarben sind, hat „Wooden Story“ ihre eigene Philosophie dazu: Sie sind rein biologisch und entsprechen durch ihre gedeckten Töne dem Bedürfnis nach Ruhe und Stille in dieser hektischen Zeit. Das Holz hält auch der Expansion von Plastikspielzeug gut stand. Wahrscheinlich für die weiteren fünfzig Jahre und darüber hinaus.

Spielen bildet, entwickelt und formt, wie oben erwähnt. Es ist spannend, welche empathische, ästhetische, humane Wesendank dem Holzspielzeug von „Wooden Story“ entstehen...

Chinas Weltklassiker den Datschen erschlossen – die Lebensleistung zweier Brüder aus Lyck

Von Reinhardt Donder

Djin Ping Meh — so lautet der Titel des bedeutendsten Romans der chinesischen Kultur- und Sittengeschichte, eines Meisterwerkes aus dem 16. Jahrhundert. Man könnte, so urteilen Literaturexperten, eine ganze Kulturhistorie Chinas der damaligen Zeit allein aufgrund der Angaben dieses realistischen Romans verfassen. Daß diese fünfbändige Kostbarkeit erstmals vollständig ins Deutsche übersetzt und somit in all ihren Facetten unserem Kulturkreis zugänglich wurde, ist das Verdienst und Lebenswerk zweier Brüder aus Lyck: Artur und Otto Kibat. Und deren ebenso außergewöhnliches wie ausdauerndes Schaffen hatte seinen Ursprung in Tsingtau, jenem ehemaligen deutschen Pachtgebiet in China, dem Pendant zum britischen Hongkong.

Vor 120 Jahren, am 8. Oktober 1878, wurde Artur Rudolf Ferdinand Kibat in der Stadt Lyck geboren. Sein jüngerer Bruder Otto Friedrich Wilhelm erblickte dort am 11. März 1880 das Licht der Welt.

Vater der beiden Brüder und ihrer drei Schwester war der mittlere Postbeamte Rudolf Kibat, die Mutter Marie Luise eine geborene Fabricius aus Gumbinnen.

Schon früh verloren die fünf Kinder ihre Eltern. Ein Bruder ihres Vater, auch Beamter, nahm sie für gut drei Jahre in seine Familie in Insterburg auf. Dann aber wurden die Unterhaltskosten zu hoch, und die beiden Knaben kamen als Zöglinge in das Königliche Waisenhaus zu Königsberg, eine Gründung des ersten Preu-

ßenkönigs Friedrich I. anlässlich seiner Krönung im Jahre 1701. Den sehr begabten Brüdern Kibat wurde gymnasiale Bildung, zuteil. Kurz vor der Jahrhundertwende begannen sie ihr Studium an der Universität Königsberg, der Albertina. Otto Kibat wählte als Studienfach die Rechtswissenschaften.

Über seine Königsberger Zeit Dr. Artur Kibat in seinen im Jahre 1958 erschienenen autobiographischen Notizen: „Während nun mein Bruder sehr bald nach seinem sechsten mit seinem Studium fertig war, die erste juristische Prüfung bestand und dann als Gerichtsreferendar anfangs in Gumbinnen und später in Gotha schon beruflich tätig war, war ich immer noch Student in Königsberg. Denn mich fesselte der eigentlich wissenschaftliche Geist, alle *aura academica*, die in der Universität herrschte, so stark, daß ich unbekümmert um mein späteres Berufsleben am liebsten rein wissenschaftliche Ziele verfolgte.

Artur Kibat studierte indogermanische Sprachwissenschaft, insbesondere Sanskrit und die heilige Schrift der Zarathustrier, sowie Germanistik, Anglistik und vor allem Philosophie. Für seine Dissertation wählte er eine sprachwissenschaftliche Frage aus dem Rigweda, jenem bis ins 2. Jahrtausend v. Chr. zurückreichenden ältesten indischen Schrifttum. Noch einmal sei hier aus seinen autobiographischen Notizen zitiert: „Die Werke Immanuel Kants, des seit den Zeiten des Aristoteles weitaus bedeutendsten philosophischen Kopfes, habe ich mir damals und auch in späteren Lebensjahren sämtlich eingehend zu meinem geistigen Eigentum gemacht. Seinem Standbilde nahe dem Universitätsgebäude hatte immer meine ehrfürchtige, Betrachtung gegolten.“ Um Weihnachten 1907 vermählte sich Artur Kibat mit einer Kommilitonin: Erdmuth Irma Fischer, eine der ersten Vollstudentinnen in Königsberg.

Kurz nach der Jahrhundertwende stand für den jüngeren der Kibat-Brüder das Militärpflichtjahr an. Otto Kibat meldete sich beim III. Seebataillon. in Wilhelmshaven, also bei der damaligen Marine-Infanterie. Auf diese Weise gelangte er in die Garnison von Tsingtau (Tsingtau), der von den Deutschen erbauten Hauptstadt ihres ehemaligen Pachtgebietes in Schantung (China), welches im März 1898 als Gegengewicht, zum britischen Hongkong für 99 Jahre erworben worden war. Tsingtau gilt als einstiges Musterbeispiel moderner Städteplanung und zukunftsweisenden Hafenausbaus. Stadt und Hafen von Tsingtau entstanden, wie noch heute erkennbar, sehr wesentlich nach dem Vorbild von Wilhelmshaven, das erst wenige Jahrzehnte zuvor ebenfalls von der deutschen Marine erbaut worden war und seitdem bis heute die bedeutendste. Marinestadt Deutschlands blieb. Das in Wilhelmshaven beheimatete Seebataillon wurde durch kaiserliche Anordnung fortan in Tsingtau stationiert, welches sich zu einem gegenseitigen Handelszentrum entwickelte und durch Gründung einer deutsch-chinesischen Hochschule (ein gemeinsames Unternehmen der deutschen und der chinesischen Regierung) auch der Kultur und Bildung starke Impulse gab. Während aber die Briten Hongkong noch bis gegen Ende dieses Jahrhunderts behalten konnten, ging „Deutsch-Tsingtau“ bereits im Ersten Weltkrieg verloren.

Otto Kibat blieb nach Ableistung seiner Militärdienstzeit noch für lange Jahre in Tsingtau und Umgebung, wo er in einem Großbetrieb des deutsch-chinesischen Handels tätig wurde und zahlreiche Reisen ins Landesinnere unternahm. Auch erlernte er mit Hilfe eines chinesischen Lehrers die Sprache und die schwierigen Schriftzeichen. Und hier begegnete ihm das „Djin Ping Meh“, der gewichtigste aller chinesischen Romane, dessen Handlung das Schantung

des 16. Jahrhunderts beschreibt. Der Roman spiegelt ein buntes, weitaufgefächertes, mit großer Realistik dargestelltes Bild des gesellschaftlichen Lebens im alten China zwischen den religiösen Polen des Taoismus, des Konfuzianismus und des Buddhismus, seziert messerscharf die menschlichen Charakterschwächen und gilt im übrigen ob seiner sittengeschichtlichen Schilderungen als einer der wenigen überragenden Weltklassiker der Erotik.

Während eines Erholungsurlaubs in der Heimat trug Otto Kibat seinem Bruder den Plan vor, gemeinsam mit ihm das „Djin Ping Meh“ ins Deutsche zu übertragen, weil dieses kulturhistorische Meisterwerk noch niemals vollständig in eine abendländische Sprache übersetzt worden sei. Artur Kibat willigte ein. Seit 1910 hatte er sich in Wilhelmshaven niedergelassen, als Studiertrat an der Oberrealschule. Im Jahre 1911 ließ er sich von dem in Königsberg geborenen, in der friesischen Jutestadt wirkenden Architekten Dr. Martin Wagner ein Haus errichten. Wagner, ein ideenreicher Stadtplaner, schuf damals in Wilhelmshaven vielerlei Zeugnisse moderner zukunftsweisender Baukunst und wurde später Stadtbaurat in Berlin, „das ihm seine berühmtesten Siedlungen verdankt“ („Die Zeit“). Im Wagnerschen Haus in Wilhelmshaven erlernte nun auch Sprachwissenschaftler Artur Kibat noch die chinesischen Schriftzeichen, und dann gingen beide Brüder, wiewohl räumlich weit voneinander entfernt, gemeinsam an ihr großes Übersetzungswerk. Otto Kibat hatte sich um die Mitte der 20er Jahre als Rechtsanwalt und Notar in Gotha niedergelassen.

Von den 100 Kapiteln des Gesamtromans waren 23 übersetzt und in zwei Bänden von angesehenen Gothaer Buchverlag Engelhard-Reyher veröffentlicht worden, als 1933 die Nationalsozialisten zur Macht gelangten. Da verfiel auch das „Djin Ping Meh“, wohl

seiner freizügigen erotischen Schilderungen wegen, dem Verbot, einschließlich Vernichtung der Druckmaterialien. Doch unbeirrt arbeiteten die Kibats, nunmehr im stillen, weiter, der eine im thüringischen Gotha, der andere im friesischen Wilhelmshaven, und koordinierten ihr großes Übersetzungswerk durch häufige gegenseitige Besuche und regen Postverkehr. Als der Nationalsozialismus von der Bühne abtrat, war das „Djin Ping Weh“ – deutscher Titel: „Schlehenblüten in goldener Vase“ – fast fertig übersetzt, eine dreißig-jährige beispiellose Fleißarbeit zweier Gelehrter hatte ihren Abschluß gefunden. Dennoch sollte es weitere Jahrzehnte dauern, ehe endlich die Veröffentlichung erfolgen konnte. Verantwortlich für diese Verzögerung waren nicht nur verlegerische Umständlichkeiten, sondern, auch die damalige staatliche Zensur gegen alles Erotische, die publikationsbereiten Verlegern wegen nur geringer zu erwartender Auflagenhöhe unerträgliche Risiken aufbürdete, da Bücher dieser Art nur eng begrenzten wissenschaftlichen Kreisen, nicht aber dem Normalbürger zugänglich gemacht werden durften.

Den Brüdern Kibat ist es demzufolge versagt geblieben, das Erscheinen ihres Werkes noch zu erleben. Otto Kibat starb im Sommer 1956 in Gotha, wo an eine Publikation ohnehin nicht zu denken gewesen war, sein Bruder Artur am 18. November 1960. Viele Jahre lang hatte er vergeblich versucht, die Veröffentlichung des längst fertigen Werkes zu beschleunigen. Doch erst 1980 erschien eine auf 527 Seiten gekürzte Lizenzausgabe im Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt, und 1983 dann endlich im Verlag „Die Waage“, Zürich, die vollständige ungekürzte Kibatsche Übersetzung – das fünfbändige Gesamtwerk einschließlich des wissenschaftlichen Erläuterungsbandes, insgesamt 3155 Seiten stark, illustriert mit

der Abbildung aller dazugehörigen 200 reizvoller Holzschnitte einer chinesischen „Djin-Ping-Meh“-Ausgabe, von 1755. Eine ungekürzte verbilligte Lizenzausgabe erschien mittlerweile auch im Ullstein-Verlag.

Dr. Artur Kibat, Vegetarier und Tierschützer, zählte 1950/51 zu den Wiedergründern des durch die Kriegswirren zusammengebrochenen Wilhelmshavener Tierschutzvereins, dem er 1955 testamentarisch sein Haus vermachte. Nach Kibats Tode richtete der Verein dort seine Geschäftsstelle ein. 1980 verkaufte er das Haus an einen Wilhelmshavener Künstler der hier sein Atelier eröffnete. Mit Hilfe des Verkaufserlöses konnte in Wilhelmshaven ein modernes, schmuckes Tierheim erbaut werden welches in Dankbarkeit gegenüber dem Erblasser und in Würdigung einer bedeutsamen Persönlichkeit dieser Stadt den Namen „Dr.- Kibat-Tierheim“ trägt. Kaum mehr als hundert Meter von ihrem einstigen, am Rande eines großen Friedhofes gelegenen Wohnhaus entfernt fanden der markante Philologe und seine bereits 1944 verstorbene Ehefrau Irma ihre letzte Ruhestätte. Und vor dem großen Tierheim am südwestlichen Stadtrand trägt ein 30 bis 40 Millionen Jahre alter Findling aus der Friesischen Wehde als Gedenkstein die Aufschrift „Dr. Artur Kibat 1870–1960“ Tsingtau, nach neuerer chinesischer Schreibweise „Quingdao“ geheißen, ist mittlerweile Millionenstadt. Zwischen ihr und ihrer einstigen städtebaulichen „Mutter“ Wilhelmshaven sind seit geraumer Zeit neue Beziehungen aufgebaut worden, vorwiegend zunächst auf hafenwirtschaftlichem Gebiet. Sie knüpfen an eine Epoche an, die rund hundert Jahre zurückliegt und aus der dem gesamten deutschen Sprachraum eine kulturelle Frucht erwuchs, die für immer in der Literaturgeschichte stehen wird – als Lebenswerk geschaffen von den Brüdern Artur und Otto Kibat aus Lyck.

INHALT

- 3 Siegfried Burghardt - **Aufbruch ins Ungewisse**
- 13 Arno Surminski - **Besuch von Felix**
- 19 Arkadiusz Łuba - **Der polnische Slawist
Aleksander Brückner in Berlin anerkannt**
- 23 Siegfried Burghardt - **Sie plachanderten noch
gern Masurisch**
- 27 Stefan Pioskowik – Gedichte:
**Jede zufällige Begegnung ein
Beisammensein Es erreicht mich**
- 28 Reinhard Donder - **Artur und Otto Kibat aus
Lyck**
- 31 Arkadiusz Łuba „**WOODEN STORY**“ – eine
**Holzspielzeuggeschichte ganz im Zeichen von
Bauhaus**
- 35 Reinhardt Donder - **Chinas Weltklassiker den
Datschen erschlossen – die Lebensleistung
zweier Brüder aus Lyck**

**Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren
wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt
des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt
werden.**

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.
Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie
Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.
Tel.: +48 606 68 02 18; Email: barbara.willan@gmail.com
www.stowarzyszeniemazurskie.pl/de

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion:

Barbara Willan (leitende Redakteurin),
Ewa Dulna (Website-Redakteurin)

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:
BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie
Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996
BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych
MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungsministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Die Familie von Siegfried Burghardt: Mutter: Helene Iwannek geb. Meyke und Opa Julius Meyke (Helenes Vater aus Pilgramsdorf). S Foto aus dem Archiv des Autors des Artikels.



**Die Geschäftsführerin
von „Wooden Story“
Małgorzata Borowy,
fot. © Arkadiusz Łuba**



Holzbausteine von „Wooden Story“ im Bauhaus Shop Berlin fot. © Arkadiusz Łuba